

Bianca Hepp, Tübingen

bianca.hepp@gmail.com

»Mit Russland hab' ich nix am Hut« – Zugehörigkeit und der Einfluss von rassistischem Wissen über (Spät-) Aussiedler*innen in Süddeutschland

Zwischen 1950 und 2016 sind über 4,5 Millionen Menschen als (Spät-)Aussiedler*innen nach Deutschland migriert. Sie und ihre Nachkommen werden teilweise immer noch auf eine ›russische‹ Herkunft reduziert, mit der auf rassistischem Wissen beruhende stereotype Vorstellungen verbunden sind. Um damit umzugehen, können Menschen verschiedene Strategien entwickeln.

Between 1950 and 2016, more than 4.5 million people migrated to Germany as ›ethnic German resettlers‹. They and their descendants are still partly reduced to an ›Eastern European‹ origin, with which stereotypical ideas based on racist knowledge are associated. To deal with this, people can develop different strategies.

Wenn man dann im Bus die ganze Zeit nur ›Russ', Russ'‹ als Namen hat, finde ich nicht so geil [...]. Ja, andauernd, wenn man dann, weil man Russlandsdeutsche ist, das Opfer ist... [...] also ich hatte wie gesagt nicht so die Probleme, ich komm' mit Leuten klar [...]. Aber es war einfach teilweise keine schöne Kindheit, und man hat doch immer irgendwie das Gefühl gehabt, auch bis in die... also, bis ins Alter irgendwann, bis so fünfzehn, sechzehn, dass man trotzdem mit anderen Augen betrachtet wird und gewertet wird. Also ich habe das ziemlich lang so empfunden und ich hab's auch in der Schule nicht erzählt, mit meinem Hintergrund, weil ich gerade in den ersten paar Jahren, während ich in der Grundschule war, und dann diese paar Jahre auf der Hauptschule, bis ich dann auf die Realschule

gewechselt hab' – das wusste jeder und man hat es auch gefühlt, dass es jeder weiß. [...] Also nachdem ich dann in die Realschule gewechselt habe, da war's auch glaube ich einfach das Umfeld, da hatte ich viele Freundinnen noch von der Grundschule. Die, mit denen ich sowieso befreundet war und denen das egal war, und die anderen wussten es nicht. Und auch auf dem Gymnasium, und bei der Uni, das wusste keiner. Oder fast keiner, nur die engsten Leute [...] da war's dann auch nicht so schlimm, aber wie gesagt, die ersten paar Jahre, vor allem [...] auch das Aufwachsen auf dem Land und so, ist dann doch manchmal schwieriger. (Interview mit Lena, 28 Jahre alt)¹

Dieses Zitat stammt aus einem Interview, das ich im April 2020 im Rahmen meines Dissertationsprojekts geführt habe. Im Fokus der Datenerhebung stand das Interesse an der Selbstverortung junger Menschen, deren Eltern und Großeltern aus dem Ort Hamroth (rum. Homorod de Jos) in Rumänien und aus verschiedenen Ortschaften in Kasachstan nach Baden-Württemberg ausgewandert sind. Zu einem großen Teil fanden die Migrationsbewegungen der Familien vor 1989 statt. Aufgrund bestimmter Merkmale, die im Bundesvertriebenengesetz das ›Deutschsein‹ definierten und rechtlich manifestierten, konnten die Einwanderung und deutsche Staatsbürgerschaft beantragt werden (vgl. Neufassung des Bundesvertriebenengesetzes: 831).

Diese Rechtsgrundlage ermöglichte in den Jahren 1950–2016 über 4,5 Millionen Menschen die Migration nach Deutschland, so auch den Eltern von Lena in den Jahren 1978 und 1983.² Die als ›(Spät-)Aussiedler‹³ bezeichneten Personen wurden medial als ›deutsch‹ dargestellt – die Begründung für ihre Aufnahme in einem Land, das sich zu dieser Zeit in den öffentlichen Diskursen nicht als Einwanderungsland verstand. Gleichzeitig wurden ›die (Spät-)Aussiedler‹ aber auch als große Masse konstruiert, die durch die Herkunft aus einem osteuropäischen Land anders, ergo gefährlich, ist (vgl. Panagiotidis 2018).

Diese ambivalente Darstellung, die auf rassistischen Wissensbeständen basierte,⁴ rechtfertigte die Erwartungen an die Angehörigen dieser ›Gruppe‹: Als Personen ›ost-

1 Der Name der Interviewpartnerin wurde aus datenschutzrechtlichen Gründen geändert.

2 Ich beziehe mich hierbei auf Zahlen, die den Stand bis 2016 beinhalten (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2018).

3 Vor 1993 lautete die rechtliche Bezeichnung ›Aussiedler‹, ab 1993 ›Spätaussiedler‹. Der Begriff ›(Spät-)Aussiedler‹ fasst beide Bezeichnungen zusammen.

4 Zum durch Differenzierung hergestellten Balkan-Bild, Osteuropa-Bild und Orient-Bild in Westeuropa vgl. Todrova: 1997; Wolff: 1994; Wolff: 2003; Said: 2012.

europäischer Herkunft« wurde ihnen Andersartigkeit unterstellt, als Personen ›deutscher‹ Zugehörigkeit sollten sie sich an eine ›deutsche‹ Normgesellschaft anpassen. Diese Forderung erstreckte sich auch auf ihre in Deutschland geborenen Kinder und wirkte sich so auf deren Zugehörigkeitskonzepte aus. Im Rahmen meiner Forschung untersuche ich, in welchen Aspekten eine solche Zugehörigkeit in den Interviews artikuliert wird und welchen Bezug die Interviewpartner:innen hierbei zum Herkunftsort von Eltern und Großeltern herstellen.

Für die Datenerhebung ziehe ich multilokale Feldforschungsmethoden wie die teilnehmende Beobachtung und Interviews heran. Die Interviews werden mit Personen im Alter von ca. 15 bis 85 Jahren geführt, die teilweise selbst nach Deutschland eingewandert sind. Die Gespräche und Analysen konzentrieren sich aber auf junge Männer und Frauen, die in Baden-Württemberg geboren wurden. Zum jetzigen Zeitpunkt (August 2021) habe ich 23 Interviews mit 29 Personen geführt. Die meisten von ihnen wurden in Baden-Württemberg geboren und waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 15 und 35 Jahre alt. Die Interviewpartner*innen sprechen Umgangssprache und verwenden Ausdrücke aus dem schwäbischen Dialekt, die ich für die Zitate in deutsche Standardsprache übertragen habe.

Grundlage für die analytische Herangehensweise an das Material ist es, den Begriff des Zusammengehörigkeitsgefühls (groupness) (vgl. Brubaker 2007: 10–30) sowie die Auffassung von Zugehörigkeiten und Gemeinschaften (vgl. Hilbrenner 2018: 29–40) nicht als kontinuierliche Entitäten, sondern als fragil, situativ und prozesshaft zu verstehen. Rogers Brubaker und Anke Hilbrenner kritisieren den in der Forschung oft reproduzierten, aber äußerst unscharfen Begriff ›Identität‹ als Feldkategorie, die keine Analyse-kategorie darstellen könne (vgl. Brubaker 2007: 52). Konstruierte ›Identitäten‹ und ihren Ausdruck in Fremd- und Selbstzuschreibungen müsse die Forschung trotzdem oder gerade deshalb ernst nehmen und untersuchen. Solche ›Zugehörigkeiten‹ beziehen sich nicht nur auf Nation, sondern auf alle imaginierten Gemeinschaften. So könne sich eine Person auch zu mehreren Gemeinschaften zugehörig fühlen, zum Beispiel zu einer Religionsgemeinschaft, einem Sportverein, einer Partei und/oder dem Bildungsbürgertum. Diese Zugehörigkeiten müssen immer wieder neu ausgehandelt werden und können im Laufe eines Lebens wechseln. Außerdem seien sie kontextabhängig und existierten nur so lange, wie sich Menschen dazu bekennen oder sie von anderen zugewiesen bekommen (vgl. Hilbrenner 2018: 29–31).

Im Folgenden möchte ich darauf eingehen, wie das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe in alltäglichen Wissensdiskursen geprägt werden kann, und mich dann im

Anschluss näher mit Lenas Aussagen zu ihrer Zugehörigkeit beschäftigen. Danach soll in einer abschließenden Betrachtung beides zusammengebracht werden.

Während der Analyse der Interviews konnte ich Erkenntnisse über das kulturelle Verständnis vom ›Deutschsein‹ von jungen Bewohner*innen Baden-Württembergs erlangen. Die interviewten Personen sind in einem Kontext aufgewachsen, in dem es Vorteile bietet, als ›deutsch‹ gelesen zu werden.

Die Definition von ›Deutschsein‹ erfahren oder erfuhren sie durch prägende kulturell hergestellte Emotionen wie Scham oder Freude. Diese Emotionen sind gesellschaftlich anerzogen und internalisiert. Schlüsselereignisse, denen ein bestimmter Sinn zugeschrieben wurde, erzeugen erfahrungsbasiertes Wissen über gesellschaftliche Ordnungskategorien, die negativ besetzt sein können. Sie äußern sich beispielsweise durch sexistische, klassistische oder rassistische Zuschreibungen. Dadurch konstituieren sich Machthierarchien. ›Nicht-deutsch‹ also ›migrantisch‹ zu sein ist schambesetzt und vermittelt Nicht-Zugehörigkeit. Dieses Gefühl von Nicht-Zugehörigkeit kann sich explizit auf die Lebensgestaltung betroffener Personen auswirken. Die Partizipation an der Gesellschaft ist daran gekoppelt. Machtlos sind diejenigen, denen das negativ besetzte Attribut ›migrantisch‹ zugeschrieben wird, machtvoll diejenigen, die sich erfolgreich als ›deutsch‹ etablieren können. Dies kann geschehen, indem die Einwanderungsgeschichte der Familie verschwiegen wird, und beruht auf kolonialen Ordnungsvorstellungen, deren Herrschaftsstrukturen weiterhin fortwirken. Diese Ordnungsvorstellungen betreffen beispielsweise auf unterschiedliche Entwicklungsstände (vgl. Conrad 2012).

›Deutschsein‹ kann sich durch das Verwenden deutscher Hochsprache oder als deutsch angesehener Dialekte bzw. Akzente artikulieren, wobei auch als ›deutsch‹ gelesene Vor- oder Nachnamen eine Rolle für das (Nicht-)Zugehörigkeitsgefühl spielen.⁵ Ebenso kann allerdings auch der Herkunftsort einer Person bzw. der ihrer Eltern eine Rolle für die Verortung spielen. Hierzu greifen viele meiner Interviewpartner:innen auf die Wurzelmetapher zurück, ein emotional aufgeladenes Bild zur Beschreibung und historischen Legitimierung von Zugehörigkeitsempfinden (vgl. Bettini 2018: 11). Die lineare Abstammung, die sie als Grund für ihre Zugehörigkeit zu einer deutschen Mehrheitsgesellschaft angeben, kann instrumentalisiert werden, um Abgrenzung durch Binaritäten zu schaffen: ›wir‹ und ›ihr‹ werden hier anhand der Vorfahren und den dieser Abstammung zugeschriebenen Merkmale gegenübergestellt. Die Wurzel-

5 Zur Rolle von Namensänderungen bei (Spät-) Aussiedler*innen vgl. Panagiotidis 2019, der sich auch auf den Band *Mein Name ist Eugen* des Fotografen Eugen Litwinow bezieht. Die Interviews zeigen die Perspektive von jungen Männern mit dem als ›russisch‹ stigmatisierten Namen Eugen (vgl. Litwinow 2013).

metapher wird oft verwendet, um Zugehörigkeit und Tradition in einen Zusammenhang zu bringen. Gleichzeitig wird durch die Nutzung dieses Bildes die abstrakte Vorstellung der ›Abstammung‹ biologisiert. So naturalisiert die Wurzel die Zugehörigkeit zu einer bestimmten ›Gruppe‹, mit der die betreffenden Personen fest verwachsen sind (vgl. Bettini 2018: 28–30). Durch die Auswahl bestimmter Orte, Zeiten oder Institutionen als wichtig wird diesen eine besondere Bedeutung zugemessen und dadurch auch besondere Autorität verliehen – die Akteur*innen stellen ein Dispositiv der Autorität her, das sich etablieren kann und möglicherweise auf alle Personen in der ›Gruppe‹ übertragen wird. (vgl. Bettini 2018: 31–38) Dies ist in meinem Material sehr deutlich an den Stellen zu erkennen, an denen Personen über die Zugehörigkeit sprechen, die sie zu einer ›deutschen Gesellschaft‹ oder einer ›deutschen Kultur‹ empfinden.

Exemplarisch habe ich Zitate von Lena herausgegriffen. Lena ist zum Zeitpunkt des Interviews 28 Jahre alt. Sie wurde in einer kleinen Stadt in Baden-Württemberg geboren und ist mit Deutsch bzw. dem schwäbischen Dialekt der Gegend als Muttersprache aufgewachsen, in dem wir auch das Interview führen. Ihre Eltern sind 1978 bzw. 1983 aus Moldova⁶ bzw. Rumänien eingewandert und haben beide den Status als ›Aussiedler‹. Lena besuchte zunächst eine Hauptschule, danach eine Realschule und später ein Wirtschaftsgymnasium. Sie hat einen Masterabschluss im architektonisch/landschaftsplanerischen Bereich erworben und arbeitet als Landschaftsarchitektin. Als ich sie im Interview bitte, sich einer bestimmten ›Gruppe‹ zuzuordnen, nennt sie als Verortung den selbstgewählten Begriff »Schwarzwaldmadel«. Sie distanziert sich mehrmals von »Russlandsdeutschen«⁷, die im Alltag Russisch statt Deutsch sprächen und »russische« Traditionen pflegten. Auf die Frage, ob sie Interesse daran hat, Russisch (oder Rumänisch) zu lernen, antwortet sie:

Ich wollt' mit dem Ganzen nichts zu tun haben. Ich wollt's auch nicht erlernen, die Sprachen. Das ist für mich eher ein rotes Tuch [...] wie wir aufgewachsen sind und dass man dann nicht die leichteste Kindheit hatte, mit irgendwelchen dummen Hänseleien von Kindern aus der Klasse oder aus dem Umfeld. [...] Es war einfach nicht schön, und ich identifiziere mich damit auch nicht. Also ich bin hier in Deutschland geboren, ich fühl' mich als Schwäbin, ich seh' da keinen Punkt,

6 Vorher lebte die Familie in Kasachstan. Moldova stellte eine Art Zwischenstation dar.

7 Ich verwende hier bewusst den umgangssprachlichen Begriff mit eingeschobenem ›s‹, wie ihn auch Lena verwendet, um zu zeigen, dass ich die Interviewpartnerin zitiere, die diese Einteilung vornimmt.

das zu lernen, [Anmerkung: die russische Sprache] da lern' ich lieber Englisch, oder Spanisch [Lachen] das bringt mir vielleicht auch mehr im Leben als jetzt [...].
(Interview mit Lena)

Russisch ist Teil eines Komplexes (»das Ganze«), von dem sich Lena distanziert. Dieser Komplex setzt sich aus Vorstellungen über einen nicht näher definierten »osteuro-päischen« Raum und die von dort stammenden Menschen zusammen. Sprachen sind für sie Werkzeuge; eine Sprache zu beherrschen stellt für sie eine nützliche Fähigkeit dar. Da sie sich jedoch von einem Komplex distanziert, der den Gebrauch der russischen Sprache als nützlich definiert, hat diese Sprache für Lena einen niedrigen Stellenwert. Sie verbindet mit dieser Sprache die Zuordnung zu einer »russlandsdeutschen«, also »migrantischen« Zugehörigkeit. Dieser fühlt sie sich aber nicht angehörig und es verletzt sie, dass die Mitschüler*innen sie in ihrer Kindheit auf die Herkunft ihrer Eltern reduziert und dort verortet haben. Dies erklärt ihre Aussage »Ich fühle mich als Schwäbin«, mit der sie das Lernen von Russisch gegenüber dem Lernen einer für sie nützlichen Sprache wie Englisch bzw. Spanisch abwertet. Deutlich wird ihre Distanzierung auch, als sie den Begriff »Wurzeln« thematisiert:

[...] viele wissen ja auch nicht, dass wir irgendwelche Wurzeln, also Wurzeln kann man so gar nicht richtig sagen meiner Meinung nach, aber Verbindungen dahin haben und wenn ich Leute kennen lern', ist es auch nicht das Erste, was die von mir mitkriegen, also das kommt dann eher mit den Monaten, Jahren, dass man vielleicht das mal erwähnt oder wenn sie dann zuhause sind und dann bei Familienfeiern. Da kriegt man's vielleicht doch mal mit, aber es ist jetzt nicht so, dass das immer was ist, wo man denkt, das muss man jetzt erzählen, als erstes.
(Interview mit Lena)

Wurzeln stellen für Lena etwas Bedeutungsvolles und Emotionales dar, sie möchte die »russlandsdeutsche« Vergangenheit ihrer Familie aber als etwas Rationales und Unwichtiges verstanden wissen. Daher besteht sie auf dem neutraleren Begriff »Verbindungen«. Der Raum, zu dem ihre Familie Verbindungen hat, wird nicht näher definiert (»dahin«), bleibt also unbesetzt und bietet ihrem Gegenüber viel Raum für Interpretationen. Ihre emotionale Reaktion auf das Thema versucht sie im Verlauf des Interviews immer wieder zu verbergen, indem sie das Verhalten der anderen Kinder auf das rurale Umfeld schiebt, dies aber nicht näher erläutert: »Auch das Aufwachsen auf dem Land und so, ist dann doch manchmal schwieriger.« Diese Äußerung impli-

ziert, dass Heranwachsende in ruralen Gegenden anderen (sozialen) Herausforderungen ausgesetzt sind als Heranwachsende in urbanen Umgebungen, und konstruiert so einen ›ländlichen‹ Raum, der durch einen höheren Anpassungsdruck sowie die höhere Inakzeptanz von als ›migrantisch‹ gelesenen bzw. stigmatisierten Personen gekennzeichnet ist. An anderer Stelle relativiert sie: »Also ich hatte wie gesagt nicht so die Probleme, ich komm’ mit Leuten klar«, was im Widerspruch zu ihrer Schilderung von verbaler Gewalt zu stehen scheint.

Bei der Betrachtung von Lenas Erzählung kann auch etwas über die Präsenz von stigmatisierten Menschen erfahren werden: Lena weiß durch die sozialen Erfahrungen der (Herab-)Wertung, die sie mit dem ruralen Raum verknüpft, dass sie ›anders‹ ist. Das dort erworbene Wissen über ihre Andersartigkeit beeinflusst ihre öffentliche Inszenierung in anderen Kontexten. Diese Inszenierung scheint sie selbst unter Kontrolle zu haben.

Lena hat als Kind auf schmerzvolle Weise erfahren, was es bedeutet, ›migrantisch‹ zu sein – gegen die Fremdzuschreibung als »Russ’« war sie machtlos. Eine Selbstermächtigung war erst möglich, als sie sich von der Reduzierung auf das Attribut »russlanddeutsch« lösen konnte (»es war einfach nicht schön, und ich identifiziere mich damit auch nicht«). Dies wiederum gelang ihr durch Tabuisierung bzw. einen Rückzug ins Private. Zu privaten Räumen gestattet sie anderen nur Zutritt, wenn sie ihr Vertrauen so weit gewonnen haben, dass das Geheimnis der Familie gefahrlos offenbart werden kann. Für Lena ist das Attribut ›migrantischer Hintergrund‹ ein Defizit. Im Zuge ihrer Selbstermächtigung verbirgt sie es daher vor Menschen, deren Reaktionen sie nicht einschätzen kann. Lena spricht an dieser Stelle auch von Freundinnen, die sie trotz ihres ›migrantischen Hintergrunds‹ mögen, was nochmals zeigt, dass sie ihn als Makel empfindet.

Lena erklärt mir im Interview nicht, weshalb die Bezeichnung »Russ’« für sie ein Schimpfwort ist. Sie nimmt an, dass ich um die Bedeutung weiß, weil es sich hier um gesellschaftlich etabliertes Wissen handelt. Wichtig ist für die beschriebene Situation, dass verbale Äußerungen von beiden Parteien als Beleidigung empfunden werden. Lena musste diesen Code also korrekt interpretieren. Im Alltagsdiskurs wurde ihr vermittelt, dass ›Russischsein‹ etwas ist, für das sich geschämt werden muss, worauf sie mit Vermeidungsstrategien reagiert. Slavophobe Vorstellungen sind in unserer Gesellschaft längst stereotyp geworden, sie sind heute Teil des Phänomens von antimigrantischem Rassismus.⁸

8 Zum antislawischen Rassismus vgl. auch Panagiotidis / Petersen (2024).

Der Grundstein für diese antislavische Einstellung wurde zur Zeit der Aufklärung in Frankreich gelegt. Einem gebildeten, fortschrittlichen Westen wurde der unzivilisierte Osten als ein rückständiges Gebiet undefinierten Ausmaßes gegenübergestellt. (vgl. Wolff 2003: 21–34) Diese Binaritäten wirken bis heute fort, wie es die Wissensbestände über das ›Deutschsein‹ bzw. ›Schwäbischsein‹ vs. ›Russlanddeutschsein‹ bzw. ›Migrantischsein‹ zeigen. Lena hat diese erfahrungsbasierten Wissensbestände in ihrer alltäglichen Lebenswelt (vgl. Schütz 1975: 28–38) angesammelt. Sie betreffen ihr (rassistisches) Wissen über diese ›Gruppen‹. Die Begriffe stehen sich statisch gegenüber und entsprechen so einem totalitätsorientierten Kulturbegriff, der Kultur als eine abgeschlossene Entität betrachtet, unveränderlich und nicht abzulegen. Genau wie Lenas »Hintergrund«, den sie im öffentlichen Raum versteckt, aber nicht verneint.

Ich habe mich in diesem Aufsatz immer wieder auf rassistisches Wissen bezogen. Rassismus stellt eine Schnittstelle zwischen Diskriminierung als konkreter Handlung und sozialer Ungleichheit als Folge dar und hängt zusammen mit anderen Unterkategorien der Diskriminierung wie Sexismus und Klassismus. Diskriminierung ist hier als Ungleichbehandlung zu verstehen, Rassismus hingegen als Diskurse, historische Kontinuitäten und Wissensbestände. Rassismus ist ein

gesellschaftliches Ordnungsphänomen, das sich an den jeweiligen historischen Kontext anpassen und weiterentwickeln kann, womit es über Jahre hinweg – jedoch auch zeitgleich – unterschiedliche Formen von Rassismus geben kann. (Foroutan 2020: 15)

Rassismus wird in aktuellen Diskursen häufig auf Schwarze Menschen beschränkt, da ihre Hautfarbe einen visuell sofort erkennbaren Marker darstellt, der es ihnen (anders als Lena) erschwert, in der Masse unterzugehen. Jedoch sei Rassismus nicht rein gegen Schwarze Menschen gerichtet, sondern kann sich auch:

gegen ›Kultur‹, also traditionale Handlungen oder Werte richten, die tatsächlich gelebt oder auch nicht praktiziert, sondern nur zugeschrieben werden. Genannt werden kann hier [...], historisch gesehen, der antislavische Rassismus, der in Verbindung mit Expansions- und Tötungspolitiken der Nationalsozialist*innen eine koloniale Struktur aufweist, in Teilen aber auch mit Bezug auf die Abwehr bestimmter Nationalitäten geäußert wird. Diese Bezugnahme auf Nationalität – benannt als ›Ausländerfeindlichkeit‹ – kann ebenfalls eine spezifische Eigenart des Rassismus darstellen. (Foroutan 2020: 16)

Auch Maria Alexopoulou unterstreicht, dass Rassismus verschiedene Formen annehmen kann:

Ein Zusammendenken von Antisemitismus [...] und anderen Rassismusformen ist notwendiger denn je. Das soll nicht dazu dienen, diese Phänomene miteinander zu vergleichen oder gegeneinander abzuwägen, sondern wir müssen sie in ihrer ganzen Bandbreite erfassen und begreifen. Denn um rassistisches Wissen wirklich unschädlich machen zu können, muss es erst vollständig ausgegraben, enttarnt, benannt und ausgesprochen werden. (Alexopoulou 2020: 250)

Rassistisches Wissen und seine Reproduktion tragen dazu bei, Machtstrukturen innerhalb der Gesellschaft fortzuführen. »Migrantischer Hintergrund« scheint sich als ein Attribut herauszustellen, das verborgen werden muss, damit sich Menschen gefahrlos in der Gesellschaft bewegen können. Handlungsmacht kann erst erlangt werden, wenn das Attribut »migrantisch« äußerlich nicht mehr definierend ist. Lena schafft dies durch die Negation der Herkunft ihrer Familie. Sie durchbricht die Kontinuität, die andere für sie konstruiert haben, und schafft sich ihre eigene Zugehörigkeit. Diese scheint unabhängig von einem diffusen »osteuropäischen« Komplex, der allerdings stark mit Bedeutung aufgeladen ist und für Lena als Gegenpol zu ihrer Selbstinszenierung dient.

Literaturverzeichnis

- Alexopoulou, M. (2020): *Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen*. Stuttgart.
- Bettini, M. (2018): *Wurzeln. Die trügerischen Mythen der Identität*. Aus dem Ital. übersetzt von R. Seuß. Bonn.
- Brubaker, R. (2007): *Ethnizität ohne Gruppen*. Aus dem Engl. übersetzt von G. Gockel und S. Schuhmacher. Hamburg.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2018): »(Spät-)Aussiedler«. In: *kurz&knapp*, <https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61643/aussiedler> (aufgerufen am: 24.7.2021).
- Conrad, S. (2012): »Kolonialismus und Postkolonialismus: Schlüsselbegriffe der aktuellen Debatte«. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): *Dossier (Post)kolonialismus und Globalgeschichte*. <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/postkolonialismus-und-globalgeschichte/236617/schlueselbegriffe> (aufgerufen am: 29.7.2021).

- Foroutan, N. (2020): »Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (Bd. 70), S. 12–18.
- Hilbrenner, A. (2018): »Russlanddeutsche und andere Zugehörigkeiten: Der Begriff der »Identität« zwischen Erinnerung und Geschichte«. In: Dönninghaus / Panagiotidis / Petersen (Hrsg.): *Jenseits der »Volksgruppe«*. Neue Perspektiven auf die Russlanddeutschen zwischen Russland, Deutschland und Amerika. Oldenburg, S. 29–40.
- Litwinow, E. (2013): *Mein Name ist Eugen*. Berlin.
- »Neufassung des Bundesvertriebenengesetzes« (1993). In: *Bundesgesetzblatt*, Teil I, Nr. 27, 829–837, https://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBl&jumpTo=bgbl193s0829.pdf (aufgerufen am: 23.04.2021).
- Panagiotidis, J. (2018): »Aussiedler«. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): *Dossier Migration*, <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/247811/aussiedler> (aufgerufen am: 26.07.2021).
- Panagiotidis, J. (2019): »Wir Strebermigranten? Migration und Erfolg bei (Spät-)Aussiedlern«. In: Genkova / Riecken (Hrsg.): *Handbuch Migration und Erfolg*. Wiesbaden, S. 1–14, https://doi.org/10.1007/978-3-658-18403-2_3-1.
- Panagiotidis, J. / Petersen, H. (2024): *Antieuropäischer Rassismus in Deutschland. Geschichte und Gegenwart*. Weinheim / Basel.
- Said, E. (2012): *Orientalismus*. Aus dem Engl. übersetzt von H.G. Holl. Frankfurt am Main.
- Schütz, A. / Luckmann, Th. (1975): *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied.
- Todorova, M. (1997): *Imagining the Balkans*. Aus dem Engl. übersetzt von U. Twelker. Oxford / New York.
- Wolff, L. (1994): *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford.
- Wolff, L. (2003): »Die Erfindung Osteuropas: Von Voltaire zu Voldemort«. In: *Wieser-Enzyklopädie des europäischen Ostens*, Bd. 11: *Europa und die Grenzen im Kopf*. Klagenfurt, S. 21–34.

Open Access

This paper is published under the Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International license (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>). Please note that individual, appropriately marked parts of the paper may be excluded from the license mentioned or may be subject to other copyright conditions. If such third party material is not under the Creative Commons license, any copying, editing or public reproduction is only permitted with the prior consent of the respective copyright owner or on the basis of relevant legal authorization regulations.